

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Petra Urban
Septemberlicht
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1.

Das Tor war nur angelehnt. Sie zog es behutsam zu und schaute noch einmal zu dem Pavillon hinüber, auf dessen Fenster der Regen gelblichen Blütenstaub hinterlassen hatte. Dort, wo früher das Gesicht des Mannes durch die Scheibe geguckt hatte, klebte jetzt ein Zettel, erklärte das Friedhofsbüro für geschlossen und forderte die Besucher auf, sich an die Dienststelle am Haupteingang zu richten. Sie dachte an die vielen Gespräche, die sie mit dem Mann im Vorbeigehen geführt hatte, und lief zu ihrem Auto. Der Kies rieb sich an ihren Schuhen und knirschte. Am liebsten hätte sie das Geräusch aufgehoben und als Erinnerung an ihre morgendlichen Spaziergänge mitgenommen.

Ihr Entschluss, mitten in die Stadt zu ziehen, stand lange fest. Den Mut zu einem Mietvertrag allerdings hatte sie erst eingebracht, nachdem sie zufällig die Geschichte von Jona gelesen hatte. Dass einer im Bauch eines Wales eingesperrt war und dennoch die Kraft besaß, um Hilfe zu schreien, imponierte ihr. Auch sie hatte sich lange Zeit wie verschluckt gefühlt. Im Gegensatz zu Jona allerdings war ihre Stimme in der Dunkelheit immer leiser geworden, geschrien hatte allein ihr Körper.

Konstanze lachte. Schon von weitem fiel das Haus mit der Nummer 77 ins Auge. Irgendjemand hatte eine Banane auf die frisch gestrichene Fassade gemalt. Schwerelos, als wäre sie gerade vom Himmel gefallen, schwebte die Frucht neben dem Eingang zu Boden. Ungeschält, überreif, gelb und sanft gebogen, einem Schiffchen nicht unähnlich. Ein gesundes, vitaminreiches Obst, dachte sie amüsiert, hielt in der zweiten Reihe und ließ sich auch vom Hupen des Busfahrers nicht aus der Ruhe bringen. Unbeirrt trommelte sie auf ihr Steuerrad,

summte eine Melodie, die sie beim Frühstück im Radio gehört hatte, und wartete geduldig, bis die Frau im roten Kostüm ihre Einkaufstaschen auf dem Rücksitz verstaut hatte, endlich angeschnallt war, den Blinker setzte und gemächlich losfuhr. Parklücken, so hatte ihr die neue Vermieterin gesagt, seien auf dieser Straße wertvoller als Gold, und deshalb, so hatte sie augenzwinkernd hinzugefügt, solle sie sich so beherzt wie möglich nach diesen Kostbarkeiten ausstrecken.

Konstanze stieg aus dem Wagen, hob den Besen auf, der quer auf dem Bürgersteig lag, und betrachtete die Banane an der Wand. Das Gespräch mit der alten Dame hatte ihr Spaß bereitet. Nach der Unterzeichnung des Mietvertrages waren sie aus den schweren Ledersesseln im Arbeitszimmer auf die leichten Korbstühle im Wintergarten gewechselt und hatten bei Tee und Gebäck über den Alltag eines Opernhauses geredet. Konstanze hatte von ihrer Arbeit als Fotografin erzählt, von Generalproben, Premierenfieber, der Hektik auf und hinter der Bühne, den Allüren der Sänger und den Pannen, die sich mitunter wie Salutschüsse aneinander reihten. Schmunzelnd hatte sie von einer Königin der Nacht berichtet, die auf ihrem Weg vom Schnürboden zur Bühne in ihrem glitzernden Halbmond hängen geblieben war, und von einem schwächtigen Lohengrin in schillernder, blinkender Rüstung, der vergeblich auf seinen Schwan wartete.

Die Dame hatte andächtig zugehört. »Manchmal lernen wir mehr durch unsere Fehler und Unvollkommenheiten als durch unsere Perfektion«, hatte sie gesagt und mit heiterer Miene erklärt, dass sie die Oper von Kindheit an liebe. Beinahe die Hälfte ihres langen Lebens war sie Abonnentin gewesen. Erst im letzten Jahr hatte sie gekündigt. Ein Sturz von der Kellertreppe, eine anschließende Operation am Oberschenkel und schließlich die Schmerzen, die ihr seit diesem Tag ein längeres Sitzen nicht mehr gestatteten, waren der Auslöser gewesen.

Konstanze hatte den Geschichten von früher mit Interesse gelauscht und das faltige, von der Zeit arg verwitterte Gesicht ihres Gegenübers im Geiste mehrmals fotografiert. Die zerknitterten Wangen, aber mehr noch die zerfurchte Stirn zogen ihre Aufmerksamkeit magisch an. Die Frau schien diese aufdringlichen Blicke nicht zu stören. Mit zitternden Fingern hatte sie alte Programmhefte aus dem Regal gezogen, behutsam die Seiten umgeblättert, auf verblichene Fotos getippt, sich zurücklehrend an die ersten Inszenierungen nach dem Krieg erinnert, von schier endlosen Wagner-Abenden geschwärmt und in den Personenregistern die Namen junger Tenöre gesucht, die von dieser Bühne aus den Schritt zum Erfolg geschafft hatten. Dann aber war sie still geworden, hatte von einem Moment zum anderen sehr müde ausgesehen und ihren Gast gebeten, doch noch mehr von sich zu erzählen.

Konstanze hatte auf die Hände der Frau gestarrt und überlegt, ob diese Haut, die wie Pergamentpapier aussah, bei Berührung wohl knistern würde. Zu ihrem eigenen Erstaunen hatte sie angefangen, von ihrem dreißigsten Geburtstag zu sprechen, der nur wenige Tage zurücklag und den sie allein, mit einer Flasche Sekt und einer Kommunionkerze, die sie billig erstanden hatte, in einem engen Hotelzimmer in der Lüneburger Heide verbracht hatte. Lächelnd versicherte sie der gespannt Horchenden, dass sie dieses unermüdlich brennende Licht, das durch ihre Unachtsamkeit auch am nächsten Morgen noch gebrannt hatte, als gutes Omen für ihr neues Lebensjahr betrachte. Sie hatte sich versprochen. Sie hatte gesagt, dass sie das Licht als gutes Omen für ihr neues Leben betrachte. Der Frau schien es nicht aufgefallen zu sein. Sie hatte nach wie vor geschwiegen und mit leicht zur Seite geneigtem Kopf zugehört. Dabei hatte sie mit der einen Hand sanft über die andere gestrichen. Konstanze hatte das Spiel der Finger fasziniert beobachtet und begonnen, von ihrer Scheidung zu erzählen, dem Gerangel der

Anwälte um die Ersparnisse und dem Versenken ihres Eheringes in einem Baggersee. Von ihrer Depression, dem Aufenthalt in der Klinik und der Therapie hatte sie nichts gesagt ...

»Entschuldigung, aber der Besen gehört mir!«

Konstanze betrachtete den unteretzten Mann mit der hohen Stirn und der dunkelbraun eingefassten Brille, der mit wehendem Kittel aus der Einfahrt gelaufen kam, und wusste, wen sie vor sich hatte. »Hüter des Hauses«, hatte die alte Dame ihn liebevoll genannt und ihr geraten, sich mit dem hilfsbereiten, handwerklich überaus geschickten Mann gut zu stellen. Seit über vierzig Jahren lebte er in diesem Haus, kehrte tagaus, tag-ein den Bürgersteig, achtete darauf, dass die Klingelschilder einheitlich beschriftet waren, die Mülltonnen zweimal in der Woche geleert wurden und der Hausflur ein sauberes Gesicht zeigte. Er hatte Mieter kommen und gehen sehen, Generationen von Geranien im Hof gehätschelt, Akazien und Kastanien gepflanzt, die mittlerweile so viel Schatten spendeten, dass Nachbarn sich beschwerten, hatte Reparaturen ausgeführt, für die manch anderer einen Fachmann gebraucht hätte, und sich nur selten Urlaub gegönnt. Er brauchte das Haus. Und das Haus brauchte ihn.

Sie ging ihm entgegen und lächelte freundlich. »Sie sind Herr Kossmann, nicht wahr?«

Der Angesprochene nickte erstaunt, schüttelte die sonnenbraune Hand und nahm den Besen.

»Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Mein Name ist Konstanze Marthaler. Ich bin die neue Mieterin.«

»Wir haben zwei neue Mieterinnen. Sind Sie die Fotografin oder die Musikerin?«

»Worauf würden Sie tippen?«

Der Mann stützte sich auf seinen Besen und schaute sie unge-niert neugierig an. Konstanze fühlte sich von einem Moment

zum anderen unwohl. Sie mochte solche aufdringlichen Blicke nicht, meinte aber, durch die Frage, die sie ihm gestellt hatte, habe er ein Recht, sie so zu betrachten. Dass er sich allerdings so viel Zeit ließ, ärgerte sie. Offensichtlich mochte er schwarze Haare und dunkle Augen. Vielleicht gefiel es ihm auch, dass ihr Gesicht durch die Sonne ein wenig gebräunt war und über der Nase und auf der Stirn kleine Ansammlungen von Sommersprossen zeigte. Irritierende Punkschwärme, die sich, zu ihrem großen Ärger, jetzt im Sommer in rasanter Eile vermehrten. Außerdem hatte sie die Lippen leuchtend rot geschminkt. Seit sie aus der Klinik entlassen war, schminkte sie sich gern die Lippen – und dieses Rot, das sie heute, zur Feier des Tages, benutzte, harmonierte zudem auf reizvolle Weise mit dem geknoteten Tuch, das ihr die Locken aus der Stirn fern hielt. Das alles schien ihrem Gegenüber zu gefallen. Sie spürte es. Allein ihren Pullover, der an den Ellenbogen geflickt und am Hals ausgeleiert war, und die bunte Baumwollhose mit den flattrigen Beinen fand er wohl unpassend. Konstanze meinte es an der plötzlichen Talfahrt seiner Mundwinkel ablesen zu können.

»Sie sind bestimmt die Fotografin«, sagte er.

»Erraten!«

Er wies auf den Eingang. »Wissen Sie, was die Banane bedeutet?«

Konstanze schüttelte freundlich lächelnd den Kopf. Sie war froh, nicht mehr so penetrant angestarrt zu werden, und ließ ihn deshalb gern erklären.

»Es ist ein symbolischer Hinweis darauf, dass in diesem Hause Kunst existiert. Wir haben im Hof, dort, wo früher einmal die Kohlenhandlung Willi Leven war, seit neuestem eine Druckerei. Eine Kunstdruckerei, genau gesagt. Die wird in zwei Wochen, wenn ich das Datum richtig im Kopf habe, feierlich eröffnet. Und der Besitzer, ein Mann namens René Conrad, hat die Banane an die Wand gemacht, genau gesagt, mit einer Scha-

blone an die Wand gespritzt. Wenn Sie offenen Auges durch diese Stadt gehen, werden Sie das Symbol nicht nur an den Eingängen der Museen, sondern eben auch an Fassaden entdecken, hinter denen sich Kunst in kleineren Mengen verbirgt.« Er schwieg atemlos.

Konstanze schaute ihn schweigend an. Sie konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass seine letzten Sätze auswendig gelernt waren. In der Klinik hatte es Tage gegeben, da hatte sie ähnlich gesprochen. Wie ein Kind, das zwanghaft die Worte wiederholt, die andere ihm beigebracht haben.

»Wann ziehen Sie ein?«, fragte er nach der kurzen Stille und ließ den Besen von einer Hand in die andere wandern.

»Genau genommen jetzt.«

Er schaute sich um und suchte offensichtlich den Möbelwagen.

»Meinen Hausrat habe ich noch nicht dabei, nur die Pflanzen. Das Auto dort«, sie zeigte auf einen roten Citroën mit schwarzem Dach, »das im Moment ein wenig wie ein fahrbares Gewächshaus aussieht, das gehört zu mir.« Sie schaute ihn bitrend an. »Meinen Sie, Sie könnten versuchen, mir heute Nachmittag drei Parkplätze vor dem Haus freizuhalten? Für den Transporter mit all meinem Hab und Gut.«

Kossmann nickte. »Verstehe! Der rote Citroën mit dem schwarzen Dach ist also Ihrer.« Er benutzte den Besen als Zeigestock.

»Ja.«

»Gut! – Der weiße Opel Kadett rechts von Ihnen, der gehört dem Wirt von drüben, dem Georg.« Er zeigte auf die andere Straßenseite, wo eine Schiefertafel Spießbraten mit Kartoffelpüree und als Vorspeise Spargelsuppe ankündigte.

Konstanze begann mit dem Fuß zu wippen, als höre sie plötzlich Musik und gebe den Takt dazu an. Sie hatte die Tafel bereits beim Aussteigen gesehen und die wenigen Worte wie eine Wegbeschreibung oder eine Gebrauchsanweisung mehr-

mals hintereinander gelesen. Noch war es so, dass alles, was mit Essen zu tun hatte, für sie nicht ganz selbstverständlich war.

Der Sturz in eine Esssucht in ihrem Alter sei eher selten, hatte man ihr in der Klinik gesagt und sie darauf hingewiesen, dass sie noch lange gefährdet bleiben würde, da sie, im Gegensatz zu anderen Suchtkranken, auf ihre Droge nie gänzlich verzichten könne. Das mache die Bekämpfung ihrer Sucht um ein Vielfaches schwieriger als die Bekämpfung anderer Abhängigkeiten, hatte die Psychologin mit ernstem Gesicht erklärt.

Konstanze wippte schneller mit dem Fuß. Sie spürte Schweißperlen auf ihrer Stirn und starrte peinlich berührt auf ihre Sandalen. Die Erinnerung an ihre Essanfälle ließ ihr Gesicht glühen. Erleichtert bückte sie sich nach dem Bonbonpapier, das zusammengeknüllt und glänzend auf dem Boden lag. Langsam richtete sie sich wieder auf und hob den Kopf.

»Der Wirt ist der Georg«, fuhr Kossmann fort und nahm ihr das Papier aus der Hand, »den kenne ich recht gut, mit dem spiele ich hin und wieder Schach, manchmal auch Mühle, dem kann ich nachher Bescheid geben, er möchte ...« Er schüttelte den Kopf. »Quatsch, das machen wir ganz anders, wir ...« Er verstummte abrupt.

Konstanze schaute ihn abwartend an. Er hatte das zweite »wir« für ihr Empfinden erstaunlich laut ausgesprochen.

»Also!«, murmelte er und räusperte sich. »Ganz einfach! Ich lasse das Tor von der Einfahrt heute den ganzen Tag über auf, und Sie fahren mit dem Wagen hinein, vorwärts oder rückwärts, ganz wie Sie mögen, und laden aus. Entweder tragen Sie die Möbel von hinten durch den Hof ins Treppenhaus oder von vorn über den Bürgersteig. – Sollten Sie Hilfe brauchen, ich meine, Sie als Frau und ...« Er hustete. »Ich meine, Tisch, Bett und Schrank zu schleppen ist ja immer eine elende Schinderei, und ich habe heute Nachmittag zufällig im Garten zu tun. Also,

wie gesagt, sollten Sie Hilfe benötigen, Sie brauchen nur zu rufen.« Während er gesprochen hatte, war das Bonbonpapier in seiner Kitteltasche verschwunden und der Besen in seiner Hand wieder auf Wanderschaft gegangen.

Obwohl der Mann nicht besonders kräftig aussah und Konstanze ihn auf mindestens fünfundsechzig Jahre schätzte, bedankte sie sich bei ihm und kündigte an, auf das Angebot gern zurückzukommen. Sie wusste, dass am Nachmittag kaum Helfer zu erwarten waren. Auf Ralph würde sie sich hoffentlich verlassen können. Sie war dem Freund aus Kindertagen in der letzten Woche zufällig in einem Kaufhaus begegnet. Sie hatten gemeinsam in einer Pizzeria zu Mittag gegessen, über ihre Vergangenheit geplaudert, festgestellt, dass sie wohl die Einzigen aus der Clique waren, die für längere Zeit die Stadt verlassen hatten, und dass sie jetzt, zurückgekehrt, gar nicht so weit voneinander entfernt wohnten. Ralph hatte von seiner Familie erzählt, seiner zweijährigen Tochter und dem verwöhnten Dackel, der nur frisch gekochtes Fleisch fraß. Konstanze hatte von ihrer Scheidung berichtet, dem Kater Felix, um dessen Sorge-recht sie damals gestritten hatten wie um ein Kind, und von ihrer Arbeit auf der Bühne. Ihre Krankheit hatte sie nicht erwähnt. Bisher hatte sie es niemandem, nicht einmal ihren Eltern, erzählt. Die offizielle Version lautete immer noch Nervenzusammenbruch. Den Gedanken, dass irgendwer von ihrem widerlichen Hunger, ihrer Schwäche und Unzulänglichkeit erfahren könnte, ertrug sie nicht. Zu groß war die Scham.

Ralph hatte Fotos aus seiner Brieftasche gezogen und sie wie aufgedeckte Memory-Karten auf dem Tisch verteilt. Kopf an Kopf über die Bilder geneigt, hatten sie sich plötzlich angeschaut und schallend gelacht. Der Freund hatte ihr zum Abschied von seinem neuen Job als Beleuchter am Theater erzählt und ihr freiwillig angeboten, beim Umzug zu helfen.

»Darf ich Ihnen den Hibiskus hinauftragen?«, fragte Kossmann

und zeigte auf die Pflanze, die den Beifahrersitz des Wagens völlig in Beschlag nahm.

»Oh, wie gerne Sie das dürfen!«, sagte Konstanze erfreut.

Im Hausflur wies sie auf die leeren weißen Wände und erzählte, dass die Vermieterin sie ermuntert habe, gerahmte Fotografien aufzuhängen. »Würde Sie das stören?«, fragte sie und schaute Kossmann, der zwei Treppen über ihr stand, unsicher an.

Der Mann schüttelte den Kopf.

Sie strahlte. »Wirklich nicht?«

Er schüttelte erneut den Kopf. »Wenn die Fotos schön sind!«

Sie spürte eine heiße Freude im Gesicht und nahm sich vor, die Arbeiten gleich in den nächsten Tagen zu rahmen und aufzuhängen. Jeder, der dieses Haus betrat, sollte sehen, dass in der zweiten Etage eine Fotografin lebte und arbeitete. Vielleicht würde der Hausmeister es ihr sogar erlauben, neben ihrer Wohnungstür noch einen Hinweis auf ein Fotoatelier anzubringen. Sie lächelte. Sie hatte eine Idee. Aber dazu brauchte sie noch einige Tage Zeit.

Sie stellte den Ficus ab und schloss die Wohnungstür auf. Der Geruch von Farbe hing in der Luft. Konstanze machte dem Hausmeister ein Zeichen vorauszugehen und folgte ihm dann durch den schmalen Flur in das große helle Zimmer, in dem ein Erker erstaunlich weit auf die Straße hinausreichte. Dieser Prachtraum mit den alten Holzdielen, dem üppigen Stuck an der Decke und den hohen Fenstern würde ihr Atelier sein. Zum Hof hinaus gab es eine kleine Küche und ein ebenso kleines Zimmer, das ihr zum Schlafen und Wohnen reichte. Die meiste Zeit des Tages würde sie sich sowieso hier aufhalten. In ihrem Atelier. Schließlich hatte sie sich in der Klinik geschworen, nach ihrer Entlassung mit aller ihr zur Verfügung stehenden Kraft künstlerisch tätig zu sein und nicht mehr, wie bisher, nur das Leben auf der Bühne zu fotografieren und die Bilder an-

schließlich im Foyer des Opernhauses auszustellen. Sie wollte mit Porträt- und Aktfotografie ihr Können beweisen und in die Kunstszene der Stadt eintauchen. Ihre Bilder sollten in den renommierten Galerien hängen, ihre Ausstellungen besprochen werden und Plakate mit ihrem Namen in der Drehtür des Museums schweben. Anstelle von aufmunterndem Kopfnicken der Kollegen wollte sie endlich die Anerkennung von Kritikern. Zur ständigen Erinnerung an ihren Entschluss trug sie einen Zettel in ihrer Brieftasche, den sie in einem Glückskeks in einem China-Restaurant gefunden hatte. Darauf stand: Sie sind sehr ambitioniert. Sie wollen und Sie werden große Dinge erreichen.

»Stellen Sie den Hibiskus bitte auf die Fensterbank in der Küche«, sagte sie und warf im Vorbeigehen einen Blick in das Badezimmer. Morgen Abend werde ich bei Kerzenschein in dieser Wanne mit den gebogenen Füßchen liegen und auf mein neues Leben trinken, dachte sie und nahm sich vor, Schaumbad, Kerzen und Champagner zu kaufen.

»Ist das Haus eigentlich hellhörig?«, fragte sie. Beim Anblick der Wanne hatte sie an ihre Badefreuden mit Stefan denken müssen. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten sie gar nicht genug voneinander bekommen können. Laut und geräuschvoll, wie das Leben nun einmal ist, hatten sie sich geliebt. Später waren sie sich plötzlich fremd geworden, noch später gleichgültig. Die Stille zwischen ihnen war nicht mehr zu überhören gewesen. Seit ihrer Scheidung lebte sie allein. Die einzigen körperlichen Kontakte waren Berührungen am Arbeitsplatz.

»Nicht übermäßig hellhörig, warum?« Kossmann schaute sie an.

»Ach, nur so!« Sie drückte den Zeigefinger in die Erde des Ficus, erklärte die Pflanze für durstig und hielt sie in der Küche kurz unter den Wasserhahn. Sie verscheuchte die Gedanken an Stefan und begann im Geiste ihre Arbeitstische und die Regale aufzubauen und die Dunkelkammer einzurichten.